Weihnachten im Kaokofeld

(Südwestafrika)

Von A. Rise-Duisburg

Im Auftrage der Kaoko-Land- und Minengesellschaft waren wir auf einer Expedition nach der Küste begriffen. Es handelte sich darum, einen Hafenplatz im Norden unserer früheren Kolonie ausfindig zu machen, der genügend Trinkwasser aufwies, aber auch vom Innern leicht zugänglich sein mußte. Gleichzeitig wurden geographische und mineralogische Aufzeichnungen vorgenommen.

In dem unwirtlichen, zerrissenen Gelände war ein Vorwärtskommen nicht möglich gewesen, und wir verfolgten unseren Weg in dem Bett des jetzt trockenen großen Regenflusses Ugab. In vieltausendjähriger Arbeit hatte dieser Fluß einen Canon in das zerrissene, wilde, kahle Felsgestein gegraben, und so steile Ufer geschaffen, daß ein Ausbiegen aus dem Flußbett in seitlicher Richtung unmöglich war. Wir hatten in den letzten Tagen und Nächten in östlicher Richtung niedergehende starke Gewitter beobachtet und befürchteten, von den großen Wassermengen, die dieser Fluß dann zeitweise führt, überrascht zu werden. Unsere Zugtiere und Wagen konnten wir dann vor den mit fürchterlicher Gewalt dahinfegenden Fluten nicht in Sicherheit bringen.

Am 24. Dezember nachmittags bot sich uns in Gestalt eines in nördlicher Richtung führenden Nebencanons, eine Gelegenheit, das Flußbett zu verlassen. Nachdem wir eine genügend hohe Stelle, wo wir vom Wasser nicht erreicht werden konnten, gefunden hatten, schlugen wir unser Lager auf.

Wir waren drei Weiße: Leutnant B., dessen Bursche und ich als Führer, außerdem acht Eingeborene. Unsere Lebensmittel und Gebrauchsgegenstände führten wir auf einer zweirädrigen Karre, die von zwölf Ochsen gezogen wurde, mit. Wir drei waren beritten und führten jeder noch ein Handpferd. Ueber unseren Lagerarbeiten war es Abend geworden.

Der Bursche Sch. hatte im Laufe des Nachmittags unter Zuhilfenahme von Dachbüschen einen Weihnachtsbaum hergestellt, den er mit in bunten Lappen eingewickeltem Sand und kleinen Steinen behangen hatte. Jetzt wurden mittels Draht noch einige Lichter befestigt und angezündet. Jedem der Eingeborenen machten wir ein Geschenk, bestehend in Jacke, Hose oder Hemd, etwas Tabak, der dazu gehörigen Pfeife oder einem Messer. Wir Weiße hatten uns für diesen Tag einige Flaschen Wein und Zigarren aufbewahrt. Nach dem frugalen Abendessen lagen wir in unsere Klappstühle zurückgelehnt, in Gedanken an die Heimat versunken.

In einiger Entfernung von unserem Lagerfeuer hatten die Bambusen ein großes zweites Feuer entfacht, das sie — Jagdszenen darstellend oder Erlebnisse vom „Pad“ aufführend — umtanzten. Zuweilen unterbrach lautes Gelächter den den Tanz begleitenden Sing-Sang, wenn der dazu besonders veranlagte Hottentott „Manuel“ die Eigentümlichkeiten irgendeines bekannten Weißen in seinen Bewegungen und Manieren naturgetreu nachahmte.

Ein immer näher kommendes und lauter werdendes Geräusch ließ uns aufhorchen. Es wurde uns bald zur Gewißheit, daß der Fluß abkam, und schnell sprangen wir auf und stürmten nach dem Fluß, um uns das seltene Naturschauspiel nicht entgehen zu lassen. Etwa auf dem halben Wege zum Flußbett mußten wir schnell zur Seite springen. Ein Trupp von etwa dreißig Zebras kam uns aus dem Hauptcanon in rasendem Lauf entgegen. Die Gefahr witternd, hatten die Tiere das eigentliche Flußbett, das an den Böschungen ihren Nahrung in Gestalt von Ried und Queckgras bot, verlassen und das von uns bezogene Tal zu ihrem Entkommen auserlesen. Deutlich zeichneten sich die jetzt vor dem Lagerfeuer stutzenden Tiere im hellen Mondschein von dem dunklen Felsen ab. Hochauf bäumte sich das Leittier, ein prächtiger Zebrahengst, warf sich auf den Hinterläufen herum und — einen Bogen schlagend — stürmten die Tiere auf die dem Lagerfeuer entgegengelegene Seite des Canons, wo sie in kurzer Zeit unseren Blicken entschwanden. Dies alles vollzog sich in solcher Schnelligkeit, daß wir, wenn wir auch Gewehre bei uns gehabt hätten, nicht zum Schuß gekommen wären. In lebhafter Unterhaltung über das soeben Erschaute setzten wir unseren Weg nach dem Flusse zu fort. Das vorher erwähnte Geräusch hatte sich in lautes Donnern verwandelt, das von dem vielfachen Echo noch verstärkt wurde. Jetzt hatten wir eine Stelle erreicht, von der aus wir den Fluß übersehen konnten. Keinen Moment zu früh! Eine haushohe Schmutzwelle brauste heran, alles, was sich ihr in den Weg stellte, mit sich reißend. Im Augenblick war der Fluß von Ufer zu Ufer gefüllt und wälzte, Felsbrocken und Bäume mit sich führend, seine Fluten zu Tal. Das Brechen der Baumstämme und Knirschen der Felsblöcke erfüllte die Luft mit unheimlichen Tönen. Wir schauderten beim Gedanken daran, wie es uns wohl ergangen wäre, wenn uns die Flut im Canon überrascht hätte. Langsam ebbte das Donnern, das die erste Flutwelle begleitete, in der Ferne ab, und reißend schossen die Fluten unter unseren Füßen dahin. Etwas Gutes brachte uns dieses Naturereignis: Hatten wir doch jetzt die Gewißheit, bis zur Küste gutes Trinkwasser vorzufinden. Nach längerer Zeit begaben wir uns wieder nach der Ausspannstelle, um unser Lager aufzusuchen.

Jedes Jahr zu Weihnachten erinnere ich mich dieses heiligen Abends und denke mit Wehmut an die schönen Zeiten in der uns leider verloren gegangenen Kolonie zurück.

Der kleine Spielzeugmacher

Man muß ein paar Stufen kellerwärts steigen, will man in Meister Knobels Werkstatt gelangen. Dort hämmert der Vater Ledersleck auf brüchige Sohlen und pfeift sich ein Lied'l dabei. Will es Mittag werden, dann hält er wohl bisweilen ein wenig inne und reckt sich, bis er durch das hochgelegene Fenster auf die Straße schauen kann. Jetzt muß der Peterl doch bald aus der Schule kommen! Richtig, da ist er auch schon! Vorsichtiger als zehnjährige Buben sonst zu sein pflegen, geht er die Treppe hinab, gibt dem Vater, bescheiden sein Willkommen und macht sich am Herde zu schaffen. Die Werkstatt ist Küche zugleich und auch Schlafkammer.

Seit Mutter tot ist, betreut Peterl Vaters Behaglichkeit. Sie reden wenig, wenn sie nun essen. Jeder kennt sein Tagwerk. Während Vater sein Nickerchen macht, wird abgeräumt und Geschirr gespült. Und wenn der Meister, nicht ohne ein bißchen zu fluchen, aufschreckt, da sitzt der Peterl schon längst bei seinen Hölzern und Malereien.

Denn Peterl ist Spielzeugmacher, müßt ihr wissen. Keiner sägt so sorgfältig wie er Hampelmänner aus dürrem Holze. Versieht sie mit Schnur und Halter, beklebt Kopf, Rumpf und Gliedmaßen mit den Ausschnitten der Bilderbogen und malt ihnen Augen, Nase, Mund und Schnurrbart. Auch Puppenstuben gelingen ihm gut. Mit Sorgfalt zimmert er die kleinen Möbel; sägt und schneidet und leimt und malt. Das geht so Nachmittag um Nachmittag, die ganze Woche hindurch. Am Wochenende aber trägt Peterl seine Kunst zum Händler Höberl, der Hampelmänner und Puppenstuben in seinen großen roten Händen dreht, sorgfältig prüft, ein bißchen mäkelt und dann aus der speckigen Brieftasche die Geldscheine holt. Der kleine Peterl kriegt seinen Lohn, immer ein paar Mark mehr als vereinbart war. Denn der alte Höberl ist ein guter Kerl.

Das geht so Tag um Tag, Woche um Woche. Die Schulgenossen lassen im März Murmeln gegen die Mauer fliegen und balgen sich lustig beim Spiel. Sie gehen im Sommer auf den Salamandertang und werfen im Herbst die Drachen in die Luft. — Peterl sitzt an seinem Holztische und fertigt Spielzeug an. Klopf ... klopf .. macht Vaters Hammer und gibt dem Nagel noch eines auf den Kopf, wenn er gar nicht sitzen mag. Rrrrrr geht die Laubsäge des Buben, und nur selten gibt sie einen lichteren Klang, wenn Peterl nämlich sie auf ihre Elastizität prüft. Sonst hört man nichts im Zimmer. Es sei denn, daß Kundschaft da ist und mit dem Vater ein paar Worte spricht. Dem Buben auch wohl eine Freundlichkeit sagt, ehe sie die Klinke in die Hand nimmt und weitergeht.

Sie sprechen nicht viel bei der Arbeit, Vater und Sohn. Duftet ein jeder seinen Gedanken nach. Ueber des Schusters Arbeitstisch hängt höher als die Wasserglocke ein staubiges Segelschiff, brav aufgetakelt: ein altes Modell. Dort finden Vater Knobels Blicke oft einen Ruhepunkt. Dann aber geht sein Herz schneller. Wanderunrast erwacht wieder. Er steigt in das Schiff und fährt in fremde Länder ... bis zu den Menschenfressern. Ich bin Schuster Knobel, der Weltreisende ... Nimm di' fei in Obacht, du schwarzes Ungetüm. Sonst renn i dir mei Schwert in 'n Bauch nei ... Und wirklich, er sticht mit der Schusterahle Löcher in die geduldige Luft der heimischen Schusterwerkstatt. Und — schämt sich gleich ein bißchen. Obs der Peterl wohl gemerkt hat, was für ein alter Eisel sein Vater ist? Ist ein Flickschuster und will Menschenfresser schrecken. Und er hebt den Hammer und haut noch einmal so fest auf die Nägel, als gelte es: Jeder Schlag wie Wilden. Und Peterl?

Rrrrrr geht die Laubsäge. Nun lockert der Bub das im Schraubstocke ruhende Holz und sägt eine zierliche Kurve. Unermüdlich ...

„Braver Bub“ brabbelt Vater Knobel vor sich hin. „Denkt nur an seine Arbeit ...“

Unermüdlich sägt der fleißige Peterl. — Und er schaut so ernst drein, als glaube er, von der Nase des gerade bearbeiteten Kaiserls hänge sein Leben ab. Er sägt rrr ... doch da .. ein Klingklang ... ritsch ... seine kleine Säge ist gebrochen. Peterl wird rot ... er will etwas sagen ... aber er kommt nicht dazu ... Kundschaft klingelt in die Werkstatt hinein.

Dem hornbebrillten Kunden — er spricht sich bald darauf aus, er heiße Meier und wohne in der Hohenstraße — ist das Schuhbändchen gerissen. Auf der linken Seite natürlich, auf der er immer Pech habe. — Vater Knobel zieht bedächtig den Ersatz durch den Stiefel. Der in seinen lila Strümpfen dahin plattende Kunde aber schaut dem Beben zu, der mit der neuen Säge sich gerade um eine Kaiserlrundung müht.

„Das macht wohl viel Spaß ... das Spielzeugsägen?“ fragt Herr Meier. Der Peterl ist mit seinen Gedanken gerade ganz wo anders. In der Schule haben zwei Buben, eines Kolonialwarenhändlers Söhne, von ihrem neuesten Spiele erzählt: wie sie mit der Luftpistole nach den Köpfen von Flaschen zielten. Es klingt so hell, peng, wenn die Kugel das Glas trifft. Peng ... und dann ... rasch ... kling ... wenn die Scherben fallen. Peng ... kling ... o weh, da war aus neue eine Säge gebrochen.

„Ts ... ts ... ts ...“ macht der Herr und langt einen Geldschein hervor. Der Peterl sagt „danke“ mit rotem Gesicht und wag' kaum aufzuschauen.

„Schöne Hampelmänner ... verkaufst du die?“

Peterl nickt.

„Bring mir ein paar davon .... Wir bescheren zu Weihnachten arme Kinder damit .... Hörst du? Du kannst mir ein halbes Dutzend davon bringen. Wird schon zu bezahlen sein. Gelt?“

Peterl denkt nicht an den Händler Höberl und das Blatt mit der Adresse des fremden Herrn. Der kriegt seinen Schuh und geht weg.

Aber dieser Tag ist sonst ein rechter Unglückstag. Erst das Malheur mit den beiden Sägen und jetzt — jetzt hat Peterl richtig den großen irdenen Topf mit den Bohnen fürs Abendessen fallen lassen. Und wie das alles kam? Nicht mal ausgerutscht ist er ihm — geradezu hingeschmissen ...

Nun weint der Peterl. „Na ... pa“ macht Vater Knobel, der mit seinen Gedanken im Pfefferlande ist.

Und als der Peterl nun in seinem Bette liegt, da fühlt er sich kreuzunglücklich. Ganz kribblig sind seine Hände. Ob, auch er möchte mal seine Arme hochwerfen oder den Fußball stoßen oder auf Flaschenköpfe schießen!

„Gibst kaa Ruh heut, Bub,“ fragt der Vater.

„Vata“ sagt Peterl und seine Stimme klingt ganz sonderbar, geradezu feierlich klingt sie ... „Vata, wieviel Schuh hast denn du geflickt in dein Leben?“

„Bist narrisch wordn? Zählt hab's net.“

Aber der Peterl läßt nicht nach: „Und wieviel hast selber zerrissen?“

„Mach' d' Augen zu und schlaf, Peterl. Flickschuitz san zum Herrichten da, net zum Zerreißen.“

Dann sprachen sie nicht mehr. Aber Peterl bleibt wach. O, Vater darf oft zerreißen. Es ist lustig, wenn er die halben Sohlen vom Leder trennt. Ritsch ... ratsch ... Da brauchts keine Sorgfalt, da darf man zupacken, wie es eine Lust ist. Das klingt ... [illegible] wie wenn da [illegible] Kugel getroffene Flasche zerspringt. Kling ... pitsch ... hababa ...

Endlich ist er eingeschlafen, der dumme Peterl!

Samstag nachmittag geht er dann zu Herrn Meier. Er nimmt seinen ganzen Hampelmänner-Vorrat mit, und auch den Knecht Ruprecht, an dem er sich zum ersten Mal versucht hat. Der ist ein kleines Kunstwerk geworden, hat aber höllisch viel Arbeit gemacht. Denn das Schnitzlmesser geht dem Buben noch nicht recht von der Hand. Ach, es kann ja niemand ahnen, was für Mühe es kostet, bis so ein Bart und die buschigen Augenbrauen ordentlich kleben ... Der Herr Meier bewohnt in der Hohenstraße eine kleine Villa. Auch daheim trägt er seine Hornbrille mit den großen Gläsern. Der Peterl darf in das Arbeitszimmer, wo viele Bücher mit schönen goldenen Einbänden liegen und in Wandschränken stehen. Bald kommt auch ein Bubi, das wohl nur zwei Jahr jünger ist als der Peterl, und betrachtet neugierig die Spielsachen.

„Die sind aber fein“, sagt der Kleine.

Herr Meier gibt Peterl Geld. Ja, er kauft den ganzen Krimskrams. Und er schaut freundlich durch die runden Brillengläser. Wie es denn dem Vater gehe? Ob er genug verdiene. Einen schönen Gruß für den Vater. Und: eine großmächtige Sonntagszigarre aus echtem Tabak.

Inzwischen hat der kleine Sohn sich um die Hampelmänner gekümmert. Er hält einen in der linken und reißt mit der anderen Hand am Bindfaden. Hei, wie lustig des Männleins Gliedmaßen zucken. Peterls Augen verfolgen das Tun des fremden Knaben. Der läßt das Hampelterlchen immer schneller arbeiten. Bis plötzlich ... ruck und ruck ... der Faden reißt!

„Gelt, du machst ihn mir wieder?“ fragt der fremde Bub. Peterl nickt, Herr Meier aber schimpft: „Pfui, du zerstörst, was der Peterl mit so vieler Mühe zusammenbastelt!“

Peterls Herz klopft. Es ist ja wirklich lustig, an den Fäden zu reißen. Da springen die Beine ... hupf ... und die Arme fliegen in die Höh'.

„Setz dich noch ein bißchen“ sagt Herr Meier. „Hast schon dem Christkind geschrieben?“

O, er ist ja selber des Christkinds Lieferant. Wer schon als Kind den Weihnachtsmann bestehen muß, dem sterben die Märchen frühzeitig.

Peterl blickt zu Boden. Es steht Wasser in seinen Augen. Er schüttelt den Kopf.

„Hast denn gar keinen Wunsch?“ fragt der Herr.

Da nickt der Peterl so heftig, als sei er selber ein Hampelmann, und irgendwer reiße an seiner Schnur. Aber er schämt sich gleich wieder und steht nun rotübergossen da. Und in Tränen.

„Sag's doch“, ermuntert ihn der Herr. Und da wagt er es:

„Spielzeug mag i“ sagt er schnell.

„Spielzeug? Du bist doch selber ein Spielzeugmacher ...?“

„Spielzeug, das mein gehört und das i ... kaput machen deri ...“

Da rückt der Herr Meier an seinen Brillengläsern und schaut darunter durch und sagt: „Da, nimmt doch die Hampelmänner und dort den Ruprecht ... Du darfst sie kaput machen ...“

Ungläubig schaut der Peterl zu dem Herrn auf, der ihm nun den Ruprecht reicht.

Des Buben Finger zucken. Er faßt nach dem Barte der Figur. Er will nicht recht ... Aber er hat schon zu hart zugepackt. Da bleibt ihm denn Ruprechts Bart in der Hand. Den mühsam angeleimten Bart ... er hat ihn nun abgerissen.

Der Peterl siehts fassungslos. Es ist ja so dumm und so schlecht ... Spielzeug zerstören wollen! Er schämt sich furchtbar. Er nimmt seinen Hut, sagt schnell etwas und geht aus dem Zimmer.

Auf der Straße aber weint er bitterlich. Denn tief unter Schleiern ahnt er, daß ihn das Geschick irgendwie um seine Kindheit betrogen hat ...

Richard Rieß.

Stern des Glückes

Weihnachtsskizze von Emil Rath.

Martin Sanders kam es in den Sinn, daß er doch recht einsam wäre. Und als er grübelnd suchte, warum ihn dieser Gedanke just am Heiligabend überfiel, fand er, daß er nicht wie sonst auf Reisen war, und daß seine Seele der Betäubung entbehrte.

Da zogen ihm in Gedanken alle seltsamen, in fremden Landern durchlebten Weihnachtsfeste vorüber: Ritte durch trostlose Steppen Sibiriens, durch kalte Hochebenen Teherans, Rast in kaukasischen Zelten, einmal auch an romantischem Lagerfeuer in mexikanischem Hochgebirge. Aber als er tiefer schürfte, gewahrte er, daß all diese Erinnerungen durch Auge und Ohr aufgenommen waren und doch nichts Bleibendes boten. Er trat an sein Erkerfenster und sah die verschneite Straße hinab, auf deren Schneedecke sich der Widerschein erleuchteter Fenster abhob. Der Sternhimmel war tiefblau und mit reichem Silber übersät. Da heftete sich sein Blick an einen der hellsten Sterne. Er wußte nicht, warum gerade dieser Stern sein Auge bannte.

Die Erinnerung tastete Jahre rückwärts. Er sah sich, den damals Zweiunddreißigjährigen, auf tiefverschneiten, zerfahrenen Wegen. Eiskalter Wind trieb ihm Tränen in die Augen. Mit wandergewohntem Schritt strebte er seinem Ziele zu. Da holte er ein junges Mädchen ein, das sich nur mühsam fortbewegte. Es war ausgeglitten und hatte sich eine Sehne am linken Fuß verzerrt; jeder Schritt auf dem hartgefrorenen Schnee machte bittere Schmerzen. Zögernd nahm das Mädchen die angebotene Hilfe an. Er nahm ihren rechten Arm und ließ ihrer freien Hand seinen Stock als Stütze. So ging es langsam in der sinkenden Dämmerung den sich mehrenden Lichtern der Stadt zu.

Damals hatte ihn die Wärme, die von ihrem Körper zu dem seinen flutete, weich gemacht. Sehnsucht, tiefe Sehnsucht nach einem lieben Menschen hatte ihn erfaßt, nach einem Weggenossen — da hatte sein Auge jenen hellen Stern erblickt, und die Weite des strahlenden Weltalls hatte rasch den keimenden Wunsch nach süßem Gebundensein übertaubt.

Manchmal noch hatte er Grete Hammacher gesehen. Ihr Bild von einst war heute in ihm lebendig: kastanienbraunes Haar, schmale, ein wenig blasse Lippen, dunkle Augen, schmiegsamschlanker Körper. In ihrer Nähe hatte ihn immer wieder die alte Sehnsucht überfallen, mit ihr durch Höhen und Tiefen des Lebens, durch Schnee und Sonnenschein zu wandern. Aber dann trieb es den Zugvogel wieder in ferne Länder. In der ersten Zeit hatte er ihr hin und wieder geschrieben; aber als ihn niemals Antwort erreichte, weil er ruhelos wanderte, von Ost nach West, von Nord nach Süd, hatte er nicht mehr geschrieben. Müde war seine Sehnsucht schlafen gegangen unter der Fülle immerwirrender Bilder.

Nun stand da dieser Stern, weckte mit glänzendem Licht Vergessenes. Ob sie noch lebte? Er trat vom Fenster zurück, starrte ein Weilchen auf den weiß gedeckten Tisch, an dem er das selbst bereitete Abendessen einzunehmen pflegte — pah, sie war sicherlich längst verheiratet. Ging es ihr wohl gut? Dann dachte sie wohl an andere Dinge als an ihn.

Um seinen Gedanken andere Wege zu weisen, griff er aufs Geratewohl in seinen Bücherschrank. Es war — ein astronomisches Werk. Schon wollte er es, dem Zufall zürnend, an den alten Platz zurückstellen, aber dann schlug er es doch auf, blätterte müßig drin umher, bis er von Doppelsternen las. Und er fand, daß auch jener Stern ein Doppelstern war. Da verfiel er wieder in Grübeln. —

Grete Hammacher hatte am Tannenbaum, der nur karg geschmückt war, die Lichter angezündet und ihre Mutter in ihrem Krankenstuhl in das Zimmer gerollt. Sie setzte sich neben die Mutter und streichelte liebkosend über ihre abgezehrten Hände. Beide Frauen starrten schweigend in die flimmernden Kerzen, ihre Erinnerungen gingen denselben Weg: Die ältere dachte mit Wehmut an die Zeit, da sie noch nicht an diesen Stuhl gebannt war, die jüngere an das, was Menschen Jugend nennen und Glück.

Ja, einmal hatte sie des Glückes Nähe empfunden, einmal, als sie, von starkem Mannesarm gestützt, durch einen sinkenden Wintertag wanderte. Und immer, wenn sie sein wetterbraunes Gesicht gesehen, hatte sie gehofft und gewartet. Aber als kurz nach Martins Abreise der Vater starb und die Mutter vor Kummer der Schlag traf, gab es für sie keinen Traum mehr, nur heilige Pflicht: für die Mutter zu sorgen.

Wo mochte wohl der Zugvogel jetzt weilen? Sie kramte aus einem Schubfach ein spärliches Bündel von Briefen hervor, Briefe, die Sanders ihr geschrieben, dazwischen andere, die sie ihm gesandt, — und die ihn nie erreicht, die nach monatelanger Irrfahrt zurückkamen, weil er längst weitergewandert. Ja, wenn er jetzt käme ...

Was dann? Fünf Jahre wiegen schwer in eines Menschen Sein. Vielleicht weilte er auch heute wieder in fremdem Lande, unter fremdem Volk mit anderer Sprache, anderen Sitten, vielleicht dachte er ihrer gar nicht mehr. Leise Trauer strich über ihr Herz, mit unsicherem Schritt ging sie an das Fenster, schob den Vorhang beiseite und blickte zum Sternenhimmel auf. Hatte er schon immer diesen Glanz? Oder schien es ihr nur so, weil heute Weihnacht war? Sie wischte mit dem Handrücken über die Augen. Ach was — nur nicht weich werden. Die Mutter trug ja viel schwereres Los mit Geduld.

Sie war so versunken, daß sie nicht hörte, wie jemand an die Tür klopfte, einmal, zweimal. Dann wurde die Klinke niedergedrückt, und Martin Sanders stand im Zimmer. Die Mutter mußte laut rufen: „Grete, Grete! So höre doch!“ Grete drehte sich um: „Martin!“ Doch schnell besann sie sich: „Verzeihung — Herr Sanders!“

Da lief ein Schatten über sein Gesicht, die Wärme ihres ersten Wortes war hinweggewischt. Nur zäh kam ein Gespräch in Gang. Er ließ seine Augen durch das Zimmer wandern — und sah unter dem Weihnachtsbaum die Briefe liegen. Er erkannte seine Handschrift wieder, ihm wurde warm. Er erzählte ein wenig verwirrt, daß er das Wandern für längere Zeit aufstecken wollte; er schreibe jetzt an einem Buch über seine Reisen. In Gedanken nahm er einen der Briefe vom Tisch. Auf der Rückseite stand: „Adressat nicht ermittelt. Abgereist.“

Das kann so wundersam über seine Seele ... Abgereist ... „So haben Sie doch noch manchmal an mich geschrieben und meiner gedacht, Grete?“

Sie nickte: „Erst jetzt wieder. Als ich so das Leuchten der Sterne sah, mußte ich an unsere erste Begegnung denken.“

Ueber sein eckiges Gesicht flog Glanz: „Auch ich habe heute eifrig Astronomie getrieben. Theoretisch, das versteht sich. Aber ich finde, die Praxis ist schöner —.“

Mit streichelndem Blick umfaßte er ihre schlanke Gestalt. Sie war in den fünf Jahren reifer, fraulicher geworden. Er dachte an die Doppelsterne. Warum sollten nicht auch zwei Menschenseelen umeinander kreisen und doch Eins sein?

„Grete“, sagte er leise, „ich habe viel zu ordnen, denn ich habe eine Menge Krimskrams mitgebracht. Willst Du mir helfen?“

„Wie gern!“ sagte sie und reichte ihm die Hand. „Dauert es lange?“

Ernsthaft schaute er sie an: „Dein ganzes Leben lang.“

Sie lachte: „Ich bin einverstanden. Du doch auch, Mutter?“

Aber die Mutter konnte nicht antworten. Tränen der Freude erstickten ihr die Stimme, und so schaute sie nur dankbar Martin Sanders an, während ihre hagere Hand der Tochter über die dunkelbraunen Haare fuhr ...

Weihnachten

Von Hubert Saget

Die Jahre kommen und gehen geschwind,
Wir schaffen und sorgen und streben
Für unsere Zukunft, für Weib und Kind
Im harten, im feindlichen Leben.

Nur einmal im Jahre, zur Weihnachtszeit,
Beim Lichterglanz festlicher Tannen,
Da wollen wir jeglichen Kampf und Streit
Aus unseren Herzen verbannen.

Da klinge, was einstens uns glücklich gemacht
Im trauten häuslichen Kreise:
Das Lied von der stillen, der heiligen Nacht,
Die alte, die ewige Weise ...